

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral

Autor(en): **Meyer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156408>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral.

Die nachfolgenden Briefe stammen aus dem Archiv des „Alten Gebäu“ in Chur. Wir verdanken sie der Freundlichkeit des Besitzers desselben, Herrn Paul v. Salis. Sie erstrecken sich mit einigen mehrjährigen Unterbrüchen über einen Zeitraum von 25 Jahren, von 1849 bis 1873. Neben rein persönlich-beruflichen Angelegenheiten und solchen des Familien- und engeren Freundeskreises kommt darin eine lebhafte Anteilnahme und Stellungnahme des altzürcherisch-konservativen Verfassers zu allen zeitgenössischen Ereignissen und Vorgängen, sei es der inneren und äußeren schweizerischen, sei es der großen europäischen Politik zum Ausdruck. Als Widerspiegelung eines Stückes Zeitgeschichte im persönlichen Erleben und Urteil eines klugen und kritischen Zeitgenossen dürften diese Briefe von weiterem Interesse sein. Wir beschränken uns beim Abdruck natürlich auf eine enge Auswahl derjenigen Briefe oder Brieftheile, in denen Fragen allgemeiner Natur zur Sprache kommen.

Die Schriftleitung.

Zürich, den 13. September 1849.

Hochwohlgeborener,
Hochverehrter Herr,

Die wiederholten Äußerungen gütigen Wohlwollens, welche mir von der verehrlichen Seite durch Freunde zum Theil mündlich, zum Theil mittelst Vorlegung Ihrer eigenen Schriftzüge mitgeteilt worden sind, hätten mich längst verpflichtet, Ihnen unmittelbar meinen Dank auszusprechen, wenn nicht das werthvolle Geschenk der interessanten Darstellung der Vorfälle von Livorno und des von Ihrer verehrten Hand gezeichneten Plänchens mich jetzt im Speziellen dazu auffordern würde. ... Ich bewahre also mit Ihrer Erlaubnis jenes Autograph als ein theures Andenken an den letzten Verteidiger der alten Schweiz, weniger glücklich als Moys Keding, aber ehrwürdiger noch jedem rechtschaffenen Schweizer, denn hier kommt zur That noch das Leiden¹⁾ hinzu.

Wie unser Freund mir sagt, ist einige Aussicht vorhanden, daß Ihr Exil,²⁾ welches selbst entschiedene Radikale als eine „unnütze Grausamkeit“ mißbilligen, bald zu Ende gehen dürfte. Möchte diese Hoffnung bald in Erfüllung gehen und Ihnen in der Heimath die Theilnahme aller Wohlwollenden einigen Ersatz für die ausgestandenen Leiden darbieten.

Genehmigen Sie inzwischen, Hochverehrter Herr General, die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster

Wilhelm Meyer,
Stadtrath.

¹⁾ General v. Salis war im Gefecht von Gislikon durch einen Kartätschenschuß an der Schläfe verwundet worden.

²⁾ General v. Salis lebte in jenem Zeitpunkt in Bregenz, später, bis zu seiner Rückkehr nach Chur, in München.

Zürich, den 13. Oktober 1849.

Hochverehrter Herr,

Für Ihre ebenso wohlwollenden als reichhaltigen beiden Briefe vom 16. September und 11. ds. erstatte ich Ihnen meinen wärmsten Dank. Aber meiner Feder thun Sie diesmal zu viel Ehre an. Hat sie Ihnen mein Herz verrathen, nun, dann sei ihr Ihr gütiger Lobspruch vergönnt.

Was soll ich Ihnen aus Zürich schreiben? Etwa von der schwachen Hoffnung, ein eidg. Oberzollamt und Lagerhaus zu erhalten, was unsere kaufmännischen Gemüter aufregt. Das ist der Dank dafür, daß nur unser 65 die Bundesverfassung verworfen, alle übrigen staatsklug den Hals dem neuen Halsband dargeboten haben. Die alte Schweiz ist und bleibt zu Boden geworfen, nur einige Jährchen Ruhe und einige Stimmmaschinen in Uri, Unterwalden u. alt-Schwyz erbaut, so sind Menschen und Begriffe verändert. — Das Ausland guckt uns wieder so scheu an wie 1833, niemand getraut sich den Zankapfel aufzunehmen. Unsere Radikalen aber wissen, wie weit sie es treiben dürfen, und wo sie halt machen müssen, und die Jugend — weiß nicht, wie es früher war und denkt, es müsse gerade so sein, wie es ist. Solange Neuenburg unterjocht bleibt, sind alle Demonstrationen des Auslandes eitel Wind. — Die großen Herren haben im eigenen Lande so viel falsche Freunde, und die Treuen machen oft so dumme Streiche, daß es begreiflich ist, wenn sie sich zufrieden geben, sobald nur der Schein gerettet ist bei epineusen Sachen, wie z. B. die unsrigen sind... Solange Osterreich mit offenem Aufruhr und Krieg zu kämpfen hatte, war ich voll Vertrauen. Jetzt gestehe ich, ist mir für seine Zukunft wieder banger geworden.

Mit den Gefühlen aufrichtiger Verehrung und Anhänglichkeit habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener

W. Meyer.

Zürich, den 23. März 1851.

Mein hochverehrter Herr General,

Aus der Schweiz weiß ich Ihnen wenig erbauliches zu berichten. In Zürich denkt und spricht man jetzt nur von dem Maifest; ich hatte gehofft, die Stadtbehörden würden sich in die Sache gar nicht mischen, allein wir mußten doch in die Kette beißen. Um uns doch mit einigem Anstand aus der Sache zu ziehen, beschloß der Stadtrath, jedem der 4 Orte Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden u. der Stadt Luzern eine goldene Jubelmedaille zu schenken und überdies in die kleinen Kantone Fr. 3000 für ihre Armenanstalten zu schicken, allein der aus ca. 80 Mitgliedern bestehende größere Stadtrath stieß unsern Beschluß um und es sollen jetzt 6 goldene Medaillen geschlagen werden für die Kantonsregierungen von Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, Luzern und

Zürich. Den Armen nichts, weil wir genug Arme bei uns haben, deßhalb soll der Stadtrath umso mehr Geld für den von der Regierung veranstalteten großen Spektakel hergeben. So sind unsere Liberal-Konservativen. — Die Bundesregierung erhält immer größeren Anhang, die Radikalen brüsten sich mit einem Briefe der Königin Viktoria u. Palmerstons, dessen gewöhnliche Schlußkomplimente durch einen außerordentlichen unerhörten Wunsch für die fortdauernde Wohlfahrt des Schweizerlands verstärkt seien. Das Einheitsystem macht täglich Fortschritte, und die jüngere Generation, voraus aber die kaufmännische und industrielle Welt, bietet, trotzdem daß sie über die Vermehrung der Abgaben seufzet oder schimpft, alle Hand dazu. Die Eisenbahn-Unternehmung liefert die Kantone ganz in die Hände der angeblichen Bundes-, richtiger Zentralregierung. Tritt keine Änderung von außen her ein, so haben wir in zehn Jahren eine kolossale eidgenössische Staatsschuld und entsprechende Abgaben. Namentlich gibt das Zollwesen, welches in seiner jetzigen moderaten Gestalt ganz erträglich ist, der Regierung die Mittel in die Hand, ihre Finanzkräfte zu vermehren, aber in einer Weise, wodurch den ärmeren Klassen sehr wehe gethan werden dürfte.

Vor einigen Wochen wollte man schon fernen Donner vernehmen. Ich selbst sagte einem alten Bekannten, diesmal gilt's Ernst, die großen Herren fürchten die Franzosen nicht mehr. Allein jetzt fange ich bald an, zu glauben, es sei wieder die alte Geschichte von 1832—47 und werde abermals 15 Jahre dauern, bis eine zweite Edition von 1848 erscheint. — Die Flüchtlinge werden ständig fortgeschickt und doch sind sie immer noch da. Übrigens sind die schlimmsten Subjekte eben keine Flüchtlinge mehr, sobald sie ein Bürgerrecht angeschafft haben. Man schickt hundert arme Teufel nach Amerika und der deutsche Kriegsminister in spe, Schulz von Darmstadt, bleibt ungeschoren, wie viele andere mehr. Flüchtlinge sind nur solche, welche kein Geld haben und Schulden machen, alle andern weiß man zu Niedergelassenen oder Bürgern umzustempeln.

Sollte es aber zu einem Kriege zwischen Osterreich und Frankreich kommen, dann wird in den Bundesbehörden wohl die Mehrheit für eine französische Allianz stimmen. Ziegler³⁾ glaubt es nicht und meint, die Welschen haben nicht allein zu befehlen und die Neutralität werde durchgesetzt werden. So lange aber, wende ich ein, die Bundesbehörde nicht Kraft oder guten Willen genug besitzt, um den Schändlichkeiten in Freiburg,⁴⁾ Genf u. s. f. ein Ende zu machen, so lange wird sie auch nicht die Macht haben, andere Zumuthungen der Herren Fazy, Entel (Drueh gilt schon nicht mehr für radikal) u. wie sie alle heißen, zu widerstehen.

Doch ist es Zeit, zu schließen. Nehmen Sie, mein verehrter Herr

³⁾ Oberst P. R. E. Ziegler, im Sonderbundskrieg Kommandant der IV. Division. Parteifreund Meyers.

⁴⁾ In Freiburg war 1847 unter dem Schutze eidg. Bajonette eine radikale Minderheitsregierung eingesetzt worden, die sich auch in den folgenden Jahren nur durch eine verfassungswidrige Begünstigung der Bundesbehörden am Ruder halten konnte.

General, diese Zeilen mit Ihrer gewohnten Güte auf. Ich habe Ihnen viel zu viel von mir erzählt. Erzählen Sie mir bald etwas von Ihnen, eine Zeile für eine Seite werde ich als eine reichliche Vergeltung betrachten.

Mit inniger Anhänglichkeit verbleibe ich
Ihr ergebenster

Wilhelm Meyer,
Stadtrath.

Zürich, den 8. Juli 1851.

Mein hochverehrter Herr General,

Je mehr Leute man spricht, welche aus Frankreich kommen, je widersprechender sind die Prophezeiungen fürs nächste Jahr. Darin scheint mir Romieu etwas zu weit zu gehen, da, wo er von den „Massen“ redet; il ne leur est resté qu'une fois, qu'un désir, qu'un appétit et c'est la haine. Es läßt sich doch annehmen, daß dieses Geschlecht hauptsächlich in den großen Städten seinen Sitz hat, und daß die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen bleibt, allmählig auf dem Lande ein Gegengewicht zusammen zu bringen. Ein Freund, der vor einigen Tagen von Paris gekommen ist und seine Bekannten in der vornehmeren Handelswelt hat, erzählte mir, es sei bei diesen wenig Besorgnis für 1852, sie meinen que les choses s'arrangeront. Louis Bonaparte sei fein, geschickt, energisch, er werde Präsident bleiben. Die Bauern hängen ihm an um des ehemaligen Kaisers willen. Keine Partei sei für sich allein stark genug, um ihre Lieblingsmeinung durchzusetzen, weder die Legitimisten, noch die Orleanisten, noch die Napoleonisten (nämlich welche die Dynastie Napoleon herzustellen wünschen). Alle diese empfinden ihre Schwäche und werden daher sich einstweilen mit einem Zustand begnügen, welcher die Fortdauer der Ordnung in Aussicht stellt. So seien auch die Généraux d'Afrique, sobald sie für sich persönlich eine Rolle spielen wollten, in Gefahr, unverzüglich allen Einfluß einzubüßen. L'armée est pour l'ordre, die Mehrzahl der Ouvriers sei nicht zur canaille zu zählen und diese Mehrzahl sei ebenfalls pour l'ordre. Der Erzähler sah eine Revue auf dem Champ de Mars und versichert, das Publikum habe massenhaft: Vive Napoleon gerufen und nur von einzelnen bezahlten Lumpen habe man den Ruf gehört: Vive la République. — Unterdessen will ein gewisser Randot, représentant du peuple, ein Buch schreiben, worin verlangt wird, daß Frankreich seine Armeen wieder wie vor 1789 mittelst freiwilliger Werbung ergänze, und nebenbei 20,000 Schweizer besolde. O Franzosen!

Ein seit 27 Jahren in Livorno niedergelassener Zürcher, welcher hier zum Besuch ist, urtheilt über Italien, wie Romieu über Frankreich. Die Oesterreicher seien nicht als Fremde verhaßt, wohl aber als Hüter des Eigenthums und der Ordnung. Würde je das Land geräumt,

so gehe es hinter alle her, welche etwas besitzen. Der wohlhabende Theil der Bürger und Bauern aber, der ein Gegengewicht in die Schale legen könnte, sei zu egoistisch und zu feig.

Sobald vernehme ich, daß in der diplomatischen Welt alle Blicke auf das Freischießen in Genf gerichtet seien, indem sich an dasselbe ein großartiger Revolutionskongreß anknüpfe, zu welchem Abgeordnete aus England, Frankreich, Deutschland, Italien und Ungarn erwartet seien. Neuerdings wird über Unschlüssigkeit und Wankelmuth der Pickelhauben geklagt.

Ich wünsche Ihnen einen recht angenehmen Sommeraufenthalt auf dem Gute Ihres Freundes und empfehle mich in die Fortdauer Ihrer schätzbaren Freundschaft

Ihr W. Meyer.

Zürich, den 29. Jänner 1852.

Mein hochverehrter Herr General,

Wenn nicht alle Zeichen trügen, stehen wir am Eingang einer schönen Zeit für die Soldaten. Auf halbem Wege kann der Neffe des Onkels nicht stille stehen, und führt er seine Franzosen nicht über die Grenze, so werfen sie ihn selbst zum Lande hinaus. Zeerleder und Rüscherer sind mit ihm sehr zufrieden, bei mir ist aber der Haß gegen die korsische Race überwiegend, und wenn es mich auch freut, daß er die Sozialisten zu Boden geschlagen, so sage ich dennoch mit dem Irländischen Hauptmann im Wallenstein: „Ich mag's nicht gönnen diesem Pestaluz.“ Ein Franzose ist doch auch ein Mensch so zu sagen, und denke ich mich selbst als einen rechtlichen Franzosen, so ist mir der Gedanke, unter einer Polizei zu leben, welche meine eigenen Dienstboten gegen mich im Solde hält, beinahe unausstehlicher als die Herrschaft der Blouse. Sogar die Kaufleute, welche den neuen Herrscher mit Jubel begrüßten, fangen an, bedenklich die Köpfe zu schütteln. Man hege Besorgnisse, wird von einem solchen aus Paris geschrieben.

Zeerleder erwartet eine Krise im März, und ich glaube, er hat Recht. Die Straßen fangen da an trocken zu werden, was durchaus nöthig ist, wie mir vor 40 Jahren ein Ungarischer Grenadier sagte, damit die Deutschen Grenadiere nicht die Schuhe im Dr. stecken lassen. — Noch nie habe ich eine solche Ungewißheit und Verschiedenheit der Erwartungen von der Zukunft bemerkt, wie in diesem Augenblick. Einige meinen, Louis Napoleon werde hinter die Preußen hergehen, und Osterreich und Rußland werden schadenfrohe Zuschauer sein; dann sollte man alle Geschichtsbücher ins Feuer schmeißen. — Mir kommt es vor, als werde es zuerst zwischen England und Frankreich zum Bruche kommen, insofern Louis Napoleon am Ruder bleibt. Dies ist aber ebenso viel als wenn man einen allgemeinen Europäischen Krieg voraussagte. Wahrscheinlicher aber finde ich, er werde gestürzt, und die Revolution

in Frankreich aufs neue wüthen. Weiter hinaus getraue ich mir nicht zu rathen. Man hat von 1790 bis 1812 so sonderbare Dinge in der politischen Geschichte erlebt, daß ich denke, auch uns werde der Verstand ebenso oft stille stehen als damals unsern alten Herren. Allerdings ist der damalige große Zankapfel Polen jetzt beseitigt, aber andere sind an dessen Stelle getreten. — Vergelten Sie, mein theuerster Herr General, Böses mit Gutem, mein langes Stillschweigen mit einem baldigen freundlichen Wort über das Befinden und die Orakelsprüche der Wachsfiguren, und bewahren Sie Ihr gütiges Wohlwollen auch in der Schwangerschaft des Jahres 1852

Ihrem ergebenen

W. Meyer.

Zürich, den 27. Oktober 1852, abends.

Mein hochverehrter Herr General,
Entschuldigen Sie mein langes Stillschweigen und entschuldigen Sie die Kürze dieser Zeilen.

Über schweizerische Angelegenheiten wage ich Ihnen nicht zu schreiben, bevor ich Ihre Gesinnung kenne, ob Sie es mit der Rorschach-St. Gallen=Whl=, oder mit der Romanshorn=Frauensfeld=Urdorf=; mit der Basel=Olten=Langenthal=, oder der Aarau=Lenzburg=(Halwyler) Seethal-Linie halten. Daß hier von fürstlichen Linien, nämlich des Fürsten der Welt, die Rede ist, das ist die baare Wahrheit, aber selbst die Kinder des Lichts, die Frommen in Basel und andern Städten nehmen sehr hitzig Partei in diesem Kriege, bei welchem die bisherigen politischen Parteien ganz verschwinden. Noch bin ich neutral und schlafe ruhig über der Sache, besonders wenn ich darüber diskutieren höre...

Um noch einmal von den Eisenbahnen zu reden; ohne eine gewisse politische Wichtigkeit ist der diesmalige Kampf unserer Hebräer nicht, obgleich ihnen selbst dessen Bedeutung in dieser Richtung nicht in Betracht kommt. — Durch den Bundesbeschluß, daß nicht auf Rechnung des Staats gebaut werden soll, hat das welsche Prinzip, welchem sich Basel verkauft, eine Niederlage erlitten und wenn die Linie von Basel über Waldshut und Zürich nach dem Bodensee zu Stande kommt, so bleibt die östliche Schweiz deutsch, namentlich im Fall eines großen Krieges.

Diesen großen Krieg halte ich für nahe. Louis Bonaparte wird gezwungen sein, ihn zu führen, wenn er nicht nach ein paar Jährchen vom Thron purzeln will. Daß trotz aller äußeren Freundschaftszeichen diese Überzeugung auch in den Kabinetten die vorherrschende ist, schließe ich aus dem fortwährend hoch gehaltenen Militär=Etat der großen Mächte.

Herzlich drücke ich Ihnen die Hand und verbleibe

Ihr Freund

Wilhelm Meyer.

Zürich, den 24. April 1857.

Hochwohlgeborener Herr General,
Hochverehrter Herr und Freund,

Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß mich — abgesehen von den allerlei Windbeutelein — die Dezemberbewaffnung⁵⁾ mit freudiger Theilnahme erfüllt hat. Die Metamorphose zu einem s. w. Radikalen vollzog sich bei mir in folgender Weise. Als die Proklamation von Friß Bourtalès erschien, war ich hocherfreut, das ritterliche des Unternehmens sprach mich an. Wohl mißfiel mir, daß sie dann nicht einmal ihre Kanonen losfeuerten, aber mich rührte ihre aufopfernde Treue und Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Herrn. Dieser selbst aber begann mich je länger je mehr zu ärgern. Anstatt unverzüglich alle Schweizer in seinem Reiche festzunehmen und von Pöllau bis Jülich unter Dach zu bringen, und dann zu sagen, die lasse ich nicht los, bis ihr die meinigen losläßt, setzt er den Helm auf und hält eine Rede an die Kammern gerade, als wäre er ein Zehnder oder Stämpfli, läßt sich von Napoleon III. das Großkreuz der Ehrenlegion geben, schickt den einstigen Thronerben nach Paris. — Und dieser Napoleon will nun mit einem Moniteur-Artikel wie zu weiland Dufels Zeiten ungefähr sagen: La Suisse a cessé d'exister, oder doch wenigstens mit einem Streich, wie man sich ausdrückt, alle Schnorren beschließen, das köstliche Gut der Redefreiheit uns nehmen. Da, als ich jenen Moniteur-Artikel las, wurde ich mit einem Male wieder in die Zeiten von 1810—11 versetzt, ich empfand wieder den alten Napoleonshaß und sprach die Hoffnung aus, die Schweizer werden sich nicht als Hundsfötter zeigen. Die blassen Gesichter unserer Börsenmänner, der feurige Eifer der Jungen, welche den Beschlüssen der Behörden vorgriffen, die energische Unhandnahme der Befestigungsarbeiten vor Basel, die Bereitwilligkeit gerade der ehrenwerthesten Hausväter, für die Vertheidigung des Landes alles im Stich zu lassen, die auffallende Erscheinung, daß sich nur zwei Parteien unterscheiden ließen, Schweizer und Egoisten, und diese Egoisten in kleiner Zahl selbst unter den Banquiers, Baumwoll- und Seidefabrikanten, das alles erregte in mir ein freudiges Gefühl, daß es noch Schweizer gebe und Ehre und Vaterlandsliebe nicht erstickt sei unter der Geldmacherei.

Nun kam ich in meinen Gedanken weiter und fragte mich, welche Verbindlichkeiten haben wir denn gegen die Royalisten von Neuenburg? Haben sie, die mit Bern Verbürgrechteten, 1798 zu Bern gehalten? Wie haben sie sich benommen 1833 und 1847? Gleich Kindern, welche sich am Rock der Zofe halten.

Endlich kam ich auf den Schluß: Das Alte ist vergangen. Siehe, es ist Alles neu geworden. — Wenn ich mir in ausschweifendster Weise

⁵⁾ Nachdem wegen des Neuenburgerhandels Preußen am 16. Dezember die diplomatischen Beziehungen mit der Schweiz abgebrochen hatte, ordnete der Bundesrat am 20. Dezember die Mobilisierung von zwei Divisionen an.

eine Schilderhebung der Urkantone und der — nicht mehr vorhandenen — aristokratischen Bestandtheile in den Städten dachte zur Herstellung einer Eidgenossenschaft im ältern Sinne, so konnte ich mir für dieselbe keinen Erfolg denken, als mittelst auswärtiger Hülfe, und am Ende eine vom Auslande angeordnete oder doch garantierte Verfassung. Den Föderalismus nur in dem Maße, wie er vor 1830 bestanden, herzustellen, halte ich für rein unmöglich wegen der neuen gemeinsamen Kommunikationen, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. f. Es käme also bloß darauf hinaus, daß das jetzige à peu près beibehalten, aber getrachtet würde, dasselbe in ehrenfestere Hände zu geben, daß z. B. ein Zensus für Wähler und Wählbare eingeführt würde. Und dann bekämen wir doch wieder die meisten jetzigen Regenten, denn Alfred Escher z. B. ist Geldshalber kein Lump, sondern steinreich, ja viele Reiche wollen nicht regieren, weil es ihnen im Privatleben wohler ist. Ballast werden wir in den Regierungsbehörden immer haben, und es ärgert mich weniger, wenn ein dummer Kerl in der Regierung ein Bauer, als wenn er ein Mitbürger ist. Nächst dem Föderalismus, so weit er noch unter den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen haltbar ist, halte ich für unser höchstes Gut die Selbständigkeit der Gemeinden. Da sehen wir leider bei uns in Zürich, daß nicht ein Radikaler, sondern ein Konservativer, nicht aus Haß gegen die Stadt, sondern aus Tabellierungsjucht alles nach Einem Modell haben will, und die wohlhabenden Gemeinden bevogten will wie die verlumpten. Das ist nicht ursprünglich schweizerischer Radikalismus, sondern Nachäffung der in den neueren Monarchien als nec plus ultra guter Ordnung eingeführten Formen. Vom Auslande also läßt sich keine gründliche Verbesserung unserer inneren Zustände erwarten.

Die Besorgnis, daß wir dem Zäsarismus entgegengehen, theile ich vollkommen mit dem Unbekannten, aber ich hoffe, daß neue gesunde Kräfte emporsteigen werden, welche das Gegengewicht halten wider solche Tendenzen. — Ich sehe es nicht ungern, daß in unsern durch die Neuzeit zu Fabrikstädten gewordenen größeren Landgemeinden, nicht nur am See, sondern auch in Wald, Uster u. a. m. sogenannte Kadettencorps gebildet werden. Daß die Buben dumme Vorstellungen vom Militärwesen gewinnen und von der Macht der Schweiz, scheint mir ein geringer Nachtheil gegenüber dem großen Vortheil, daß ihrer Phantasie noch andere Gegenstände zur Beschäftigung dienen, als Baumwolle, Eisenbahnen und Banknoten.

Haben Sie gelesen, daß als bei dem Festeffen zur Eröffnung der Rheinfallbahn ein Schaffhauser auf die politische Fusion von Schaffhausen mit Zürich, welche seit einiger Zeit dort in verschiedenen Köpfen verarbeitet wird, einen Toast ausbrachte, Dubs mit einem Gegentoast auf die Kantonal-Souveränität erwidert hat. Dubs ist ein Stadtfeind und ein Feind körperlicher Züchtigungen, beides vielleicht aus Traditionen von den posterioribus seiner Ahnen de annis 1802 oder 1804. Aber ich halte ihn für einen sonst ehrenwerthen Charakter. O hätten wir keine schlimmeren unter denen, welche sich konservativ heißen!

Einige radikale und konservative Notabilitäten haben das Feld der Politik verlassen, um das ergiebigere der Aktien-Unternehmungen zu bearbeiten, und scheuen sich nicht bei dieser Arbeit, sich die Hände zu beschmutzen. Ob Mitbürger, Vaterstadt und Vaterland darüber Vermögen, Ehre und Freiheit einbüßen, darum sich zu bekümmern, ist nicht ihre Sache. Meine Feder sträubt sich, in diesem Thema fortzufahren, denn es sind Namen dabei, die Ihnen und mir die theuersten waren.

Das war auch die wesentliche Ursache meiner Freude an der Dezemberbewegung. Ich sah ein Gottesgericht im Anzug über diese einheimischen Rapinats, diese Wucherer und Spieler, deren Bereicherung sich einzig auf den Verlust anderer gründet. Wir haben in der That kaum mehr andere Parteien als die sich bekämpfenden Aktiengesellschaften, und so kann ich auch in Beziehung auf die politischen Verhältnisse des Landes nur noch zwischen Schweizern und Kosmopoliten, i. e. Egoisten unterscheiden. Ich gestehe daher, daß mich eine stille Schadenfreude anwandelte, wenn ich um Weihnachten Äußerungen vernahm wie diese „kommt es zum Schlagen, so kommt der Kanton Zürich um 30, um 50 Jahre rückwärts.“ Und wenn ich dann mit sanfter Stimme erwiderte: O nein, es wird sich schon machen lassen, man wird trachten, zu manövrieren und selbst wenn der erste Schuß (bei diesen Worten erblaßte der Freund) losgegangen sein wird, so fängt gleich das Unterhandeln erst recht an. — Dann freilich sahen diese Leute mich mit Augen an, welche aussprachen: Du bist ein verfl. Heuchler.

Aus dem Badischen vernehme ich, daß in diesem Lande, wo noch vor zwei Jahren der größte Geldmangel war und die Güter nichts galten, jetzt Geld und Kredit im Überfluß sich zeigen. Die anhaltende Theuerung bereichert die Bauern in ganz Deutschland mächtig. Ein alter Mann, welchen ich als guten Beobachter und politischen Wetterpropheten in seinem engeren Gesichtskreise bewährt gefunden habe, sagt mir, in wenig Jahren werde in Deutschland der Rummel wieder losgehen. Die Sucht der Fürsten, sich populär zu machen und daneben die Beamten und Advokaten regieren zu lassen, anstatt mit Würde auf das Volk herabzusehen und es mit Gerechtigkeit selbst zu regieren, nehme den großen Herren den letzten Schatten von Achtung. Und das zweite Mal werde es klüger angestellt werden als das erste. — Ich selbst habe schon aus Äußerungen einzelner Deutscher, von denen ich, ob schon sie bisher keine politische Rolle gespielt haben, annehmen kann, sie gehören zu der Partei der Gothaer, den Schluß gezogen, daß die Idee in den Köpfen spuckt, sich im Voraus ins Geheim auf einen tüchtigen Kaiser oder König zu vereinigen und dann auf Einen Tag Knall und Fall alle principi abzusetzen und zu pensionieren oder nach Nordamerika zu schicken. Aber den Kaiser zu finden, der Allen recht ist, hält schwer. Franz Joseph ist den Protestanten mißfällig geworden seit dem Konkordat. Ich lasse sie suchen und indem ich einen Blick des Entsetzens auf all das Zeug zurückwerfe, das ich in der ersten Freude des Widersehens Ihnen athemlos vorgeschwätzt habe, schließe ich mit aufrichtiger

Entschuldigung meiner Unbescheidenheit und mit der Versicherung meiner
steten Verehrung und Freundschaft

Ihr ergebenster

W. Meyer.

(Fortsetzung folgt.)

Vom werdenden Deutschland.

Von Edgar J. Jung, München.

Der Weltkrieg war die letzte gewaltsame Äußerung eines Zeitalters, das unter seinen Trümmern begraben wurde. Diese Auffassung eines ungeheueren geschichtlichen Geschehens hat mit weltverbessernden Gedankengängen, wie sie nach großen Katastrophen aufzutauchen pflegen, nichts zu tun. Über die notwendige Grausamkeit des Schicksals täuschen lockere Hirngespinnste nicht hinweg. Was aber tut unser „nüchternes“ und „aufgeklärtes“ Zeitalter lieber, als Utopien nachjagen? Denn der relativ gewordene Intellekt vermag nicht mehr wahrheitsforschende Kräfte zu entwickeln. Diese haben tiefere Quellen, ruhen im Übersinnlichen. Nur ein Geschlecht, dessen innerstes Sein in jenen Bezirken verwurzelt ist, in welche die menschliche Erkenntnis nicht einzubringen wagt, kann die Kraft zur Wahrheitschau aufbringen. Nur ein solches entwickelt den Mut, alle menschlichen — und das sind immer soziale — Dinge mit echtem Wirklichkeitsinn zu betrachten und liebgewordene, aber irrtümliche Vorstellungen abzustößen. Ob in der ganzen abendländischen Welt ein solches Geschlecht heranwächst, weiß ich nicht. Im deutschen Reiche trifft es jedenfalls zu.

Wie entstand es und warum soll es gerade jetzt zu geistiger, sozialer und politischer Geltung gelangen? Hier muß ein ernstes, ja ein tief-ernstes Wort gesprochen werden, das von der üblichen Phraseologie, wie sie über den Krieg im Schwange ist, wesentlich abweicht. Betrachtungen über die politischen oder wirtschaftlichen Tatbestände, die zwangsläufig zum Kriege zu führen schienen, können hier außer Acht gelassen werden. Es handelt sich um viel mehr, um letzte Fragen, die wir Menschen nicht beantworten können. Die Geschichte der Menschheit pflegt in blutigen Auseinandersetzungen ihr äußeres Bild und geformte Gestalt zu gewinnen. Anscheinend unabänderliche Gesetze walten hier und zwingen zum Einsatze höchster seelischer Kräfte. Wem der Weltkrieg ein aufrüttelndes Erleben war, der kann sich durch die materielle Technik des letzten Krieges nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß seelische Energien entscheidend mitgewirkt haben. In Zeiten der allgemeinen Schulpflicht und der Volksbildung, der Presse und des Buches, ist kein Mensch mehr willenloses Objekt. Zwei Millionen Männer lassen sich nicht auf den Schlachtfeldern begraben ohne willensmäßigen Einsatz, ohne freiwillige Bereitschaft zum Selbstopfer. Ein mächtigeres Gesetz als kaiserliche Erlasse und militärische Bestimmungen muß das deutsche Volk